

Über die Autorin:

Wibke Bruhns wurde 1938 in Halberstadt geboren. Als erste Frau präsentierte sie 1971 die »heute«-Nachrichten, später ging sie als »Stern«-Korrespondentin nach Israel und in die USA und wurde Kulturchefin des ORB. Das Leben ihres Vaters, der 1944 in Folge des Attentats auf Hitler hingerichtet wurde, verarbeitete sie in ihrem Bestseller »Meines Vaters Land«, der in zwölf Sprachen übersetzt wurde. Wibke Bruhns lebt in Berlin.

Wibke Bruhns

NACHRICHTENZEIT

Meine unfertigen Erinnerungen

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2013
Knaur Taschenbuch
Copyright © 2012 Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, nach einem Entwurf von
www.buero-jorge-schmidt.de
Umschlagabbildung: Amos Schliack / laif
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-78483-9

Für Ida, Sam und Moritz

EINS

Es gibt noch Menschen, die erinnern sich. Heute Neunzigjährige reden mit schmalen Lippen von den Entbehrungen der Nachkriegszeit. Die Währungsreform im Juni 1948 – einschneidendste Veränderung im Leben der Deutschen nach dem Krieg. Wo kamen plötzlich all die Waren her in den Läden? Wer sollte sie womit bezahlen – erste Apfelsinen, Kugelschreiber! Selbst der Volkswagen war plötzlich binnen acht Tagen lieferbar, für 5300 DM. Wer hatte die? Die Deutschen Ost und die Deutschen West wurden für lange Zeit getrennt. Die Sowjetunion blockierte Land- und Wasserwege nach Berlin. In einem Kraftakt sondergleichen versorgten die Alliierten 2,2 Millionen Westberliner elf Monate lang aus der Luft. Bürgermeister Ernst Reuter am 9. September 1948 vor dem zerbombten Reichstag: »Ihr Völker der Welt ... schaut auf diese Stadt.« Was ist dagegen der Kosmos einer Zehnjährigen? Meine Welt. Die hatte andere Prioritäten.

Heute kann ich Weihrauch schwer ertragen. Aber damals, ich war knapp zehn, habe ich mich daran berauscht. Immer wieder schlich ich in eine katholische Kirche in unserer Nähe – Feindesland! –, klaute Weihwasser für die obligatorische Bekreuzigung und kniete mich in eine harte Bank, das Geschehen um mich herum im gesenkten Blick. Da waren die Messbuben (ach, wenn sie doch auch Mädchen nähmen!), die Priester in ihren goldbetressten Gewändern huschten um den Altar, Backwerk wurde in die Luft gehoben zu lateinischem Singsang. Ab und zu klingelte ein Glöckchen, und Weihrauch. Weihrauch!

Feindesland? Für ein evangelisch-reformiertes Kind aus Halberstadt war dies hier vermintes Gelände. Katholiken waren schließlich mit dem Teufel im Bunde. Schwarze Gestalten flüsterten in Beichtstühlen, auf den Gemälden steckten halbnackten Männern Pfeile im Brustkorb, unschuldige blonde Jungfrauen wurden als Hexen im Moor versenkt, und die Inquisition verbrannte sie lichterloh auf Scheiterhaufen. Der Rosenkranz war Perle für Perle Zauberwerk – ich wusste alles. Meine Phantasie war sehr beschäftigt.

Mit dem Glauben an Gott hatte das wenig zu tun. Der war abgedeckt mit dem abendlichen »Müde bin ich, geh zur Ruh ...« und sonst nirgendwo präsent. Dies hier war eine Mutprobe eher, verknüpft mit dem wohligen Gruseln, das ich aus Geisterbahnen kannte. Niemand hatte mir beigebracht, dass Katholiken suspekt seien, aber schließlich bekam man was mit am Rande des kindlichen Kosmos: Da wurde

die Absicht eines Vetters, eine Katholikin zu heiraten, in der Sippe mit Stirnrunzeln kommentiert. Da gab es Diskussionen um den Hochzeitsritus – katholisch oder protestantisch – und die Drohung, dass künftige Kinder, wenn nicht katholisch getauft, im Fegefeuer landen würden.

Eine meiner großen Schwestern bekam ein uneheliches Kind mit einem verheirateten Mann. Der war katholisch, was denn sonst, und seine Ehe wurde deswegen nicht geschieden – so waren sie halt –, und ein katholisches Flüchtlingsmädchen in meiner Klasse konnte ich auch nicht leiden. Aber der Weihrauch war unwiderstehlich, und die gerührten Blicke der Betschwestern auf das fromme Kind taten mir gut. Bis eine ältere Ordensfrau meine Maskerade durchschaute und in herrischem Ton nach meinen Eltern verlangte. Das war meine Vertreibung aus dem Paradies.

Vertrieben, enturzelt fühlte ich mich sowieso in dieser Zeit. Wir waren umgezogen ins, wie ich fand, unwirtliche Braunschweig. Das war im Sommer 1948, und unwirtlich war damals alles. Trümmer überall, zu Hause in Halberstadt wie hier. Ich kannte es nicht anders. Aber Braunschweig barg eine zusätzliche Tristesse: Es war fremd. Wir waren ausgesetzt. Es fehlte die Geborgenheit des heimatlichen Chaos mit den vielen Vettern und Kusinen. Familie und Freunde waren zurückgeblieben. Dort kannte jeder jeden, hier kannte niemand irgendwen.

Else, meine Mutter, mühte sich, in einem winzigen deutsch-deutschen Grenzort namens Mattierzoll eine kleine Dependence der Halberstädter Familienfirma neu zu beleben – Getreide, Düngemittel, Saatgut hier wie dort. Aber dies war Westen im Gegensatz zur »Zone« auf der anderen Seite, wo Halberstadt lag. Diesseits des Schlagbaums sollte es in eine bessere Zukunft gehen. Die Grenze übrigens war damals noch durchlässig und hieß die »grüne«.

Es gab zwar sowjetische Kontrollposten auf den Straßen und Militärstreifen im Wald. Da musste man Passierscheine vorweisen, sonst landete man im Arrest, von dem nichts Gutes gehört wurde. Daneben aber existierte ein reger Grenzverkehr, illegal über Felder und bäuerliche Sommerwege. Schleuser führten die Menschen gegen Geld von einem Deutschland ins andere, Lastwagen der Firma I.G.Klamroth, über den Krieg gerettet, schlichen mit abgedunkelten Scheinwerfern nächtens durch Forstschneisen im Harz. Sie brachten Elses Möbel und unsere Wintersachen unter Getreidesäcken verborgen von Halberstadt nach Braunschweig.

Braunschweig als Wohnort musste sein, weil es in Mattierzoll keine Schule gab. Das trostlose Kaff war eher mühsam mit dem Zug erreichbar, und mit dem Auto bestand die Gefahr, aus Versehen in der »Zone« zu landen. Für Kunden, Geschäftsleute, Geldgeber ein Risiko, das mit Hilfe eines Büros in Braunschweig umgangen wurde. Dieses Büro: Es lag neben dem Windfang der Gründerzeitvilla, deren Gesellschaftsräume im Hochparterre Else als Wohnung für uns gemietet hatte. Klo auf halber Treppe, Bad im Keller, Küche im Treppenhaus jenseits einer Milchglastür für Dienstmoten aus besseren Zeiten. Im Büro ein düsterer Schreibtisch, Besucherstühle, ein Aktenschrank und an der Wand das Klappbett, verborgen hinter einem Vorhang von undefinierbarer Farbe. Dort schlief ich.

Ob ich da immer schlief, weiß ich nicht. Aber in der Osternacht 1949 sollte ich dort schlafen, da bin ich mir sicher. Denn damals wurde meine bis heute andauernde Abneigung gegen Türknöpfe und den »Faust« geboren. Das ging so: Das Haus – die Wohnung eher – war mal wieder voll mit Gästen. Am Samstag vor Ostern war Goethes »Osterspaziergang« dran, mit verteilten Rollen wurde er gelesen seit Jahr und Tag. Früher in Halberstadt versammelten sich dafür viele Menschen in der großen Diele. Jetzt war es deutlich enger

hier. Die Tradition aber sollte gepflegt sein, Umstände würden uns nicht hindern. Ich war zehn und durfte zum ersten Mal mitmachen, krächte Handwerksburschen und Bürgermädchen in die Runde und platzte vor Stolz.

Irgendwann muss es gekippt sein. Else schreibt ins Kindertagebuch: »Wibke empört sich lautstark über Gottes Willkür, die den armen Faust dem Teufel so mir nichts, dir nichts ausgeliefert hat.« Ist ja wahr! Aber ich sehe mir den Text an und denke, dass schlicht Langeweile mich da ausrasten ließ. Meine große Schwester Barbara – 25 war sie und ohnehin von mir nicht sehr geschätzt, weil immer sie es war, die an mir rumerzog – erzählte streng etwas von den heiligen Gütern der Nation und naseweisen kleinen Mädchen, und ich wurde ins Bett geschickt. Ins Klappbett im Büro.

Nachts kam der Pudel. Ich hatte immer eine Heidenangst vor Hunden, ob Dackel oder Dogge, und nun dieser Pudel, von dem ich wusste, dass er der Teufel war. Er winselte, heulte – »Knurre nicht, Pudel!« –, ich floh auf den Schreibtisch, das Tier machte Anstalten, mir nachzusetzen. Ich knallte die Tür zu, stand im Nachthemd im Windfang, wollte die Tür zur Geborgenheit der Wohnung öffnen: Da war der Türknopf. Ich konnte ihn nicht drehen. Meine Hände waren zu klein. Hier draußen gab es keine Klingel. Ich schrie, bummerte gegen die Tür. Niemand hörte.

Im Windfang war es dunkel und eiskalt. Keine zehn Pferde hätten mich zurückgebracht ins warme Bett, wo der Pudel lauerte. Wie »Sterntaler« stand ich da, barfuß im dünnen Hemd. Else fand mich am nächsten Morgen zusammengekauert und steif gefroren auf der Fußmatte. Nach einem heißen Bad brauchte sie all ihre Überzeugungskraft, mich ins Büro zu locken, wo unter Tisch und Bett kein Pudel sich verbarg. Trotzdem: Bis heute habe ich meine Vorbehalte gegen den »Faust«, und in allen meinen Wohnungen, wo ich sie vorfand, habe ich Türknöpfe durch Klinken ersetzt.

Die Hoffnung, dass westlich des Schlagbaums in Mattierzoll die bessere Zukunft wartete, entpuppte sich als fundamentaler Irrtum. Else zog am 12. Juni 1948 nach Braunschweig, am 1. Juli war der Neustart der Firmen-Dependance. Dazwischen, am 20. Juni 1948, passierte die Währungsreform. Else hatte 50 000 Reichsmark bei ihrem Grenzübertritt in der Tasche gehabt, und dieses Startkapital fürs Geschäft schmolz wie Butter in der Sonne.

Sie saß mit zwei Kindern in einer Wohnung, die sie vor Monaten für 250 Reichsmark gemietet und mühsam durch die Wohnungsbewirtschaftung durchgeboxt hatte. Die Währungsreform, die sonst fast überall das Geld 10:1 umwertete, beließ die Mieten bei 1:1, so dass sie jetzt 250 DM zu zahlen hatte. Ihre Aufzeichnungen sind voll von Schilderungen vergeblicher Versuche, den Hausbesitzer zum Einlenken zu bewegen. Warum sollte er auch, denke ich heute. Er war im Recht, und wer weiß, ob er noch eine andere Einnahmequelle hatte. Aber für Else, die eine Kriegsopfer-Rente von 170 DM bezog, war das der Beginn des Ruins.

Der hatte vielerlei Gesichter. Else verstand nichts, wirklich gar nichts vom Geschäft und war abhängig von Mitarbeitern, die sie letztlich betrogen. Nicht nur die Mieten, auch die Gehälter waren jetzt 1:1 in DM auszuzahlen, und die Firma warf nichts ab. Im Gegenteil: Else verlor einen Prozess gegen die Nachkommen jüdischer Vorbesitzer des Betriebes in Mattierzoll, die einen Anspruch auf Nachentrichtung des früheren Kaufpreises hatten.

Der Vorbesitzer, Dietrich Löwendorf, hatte den Laden verkaufen wollen, als der Druck auf jüdische Geschäftsleute immer stärker wurde. Mit dem Erlös wollte er die Auswanderung seiner Familie nach Palästina finanzieren, und sein bevorzugter Abnehmer war die Firma I.G.Klamroth in Halberstadt gewesen. Das waren langjährige Geschäftsfreunde, die sich auch privat mit den Löwendorfs häufiger getroffen

hatten. Von denen versprach er sich, dass er seinen Besitz zurückbekäme, sollten die Zeiten einmal besser werden.

Der Firmen-Inhaber Hans Georg Klamroth, mein Vater und genannt HG, war zu diesem Gefälligkeitshandel bereit und wollte 1938 kaufen für 65 000 Mark. Der Landrat in Wolfenbüttel verhinderte das Geschäft, der Preis sei zu hoch. Erst 1942 akzeptierte die Behörde diese Summe, und HG kaufte. Für den Umzug nach Palästina war es jetzt zu spät. Außerdem bekam Löwendorf das Geld nicht in die Hand. Fast 20 000 Mark gingen für »Reichsflucht-Steuer« und Ähnliches drauf. Für den Rest kaufte sich der alte Herr (die Söhne waren schon in Palästina) eine »Heimstatt« in Theresienstadt, wo er im April 1943 starb.

Dies gehört zu den Geschichten, derentwegen mir immer noch schlecht wird. Einerseits die zertrümmerten Hoffnungen des Dietrich Löwendorf, andererseits Elses damit verwobenes Schicksal. Denn alle früheren jüdischen Liegenschaften in der britischen Besatzungszone, die während des Dritten Reichs von Nicht-Juden gekauft worden waren, mussten nach dem Krieg noch einmal bezahlt werden. Die Militärregierung hatte diese Ansprüche in ein Gesetz gegossen, auch wenn es sich wie hier nachweislich nicht um Arisierung gehandelt hatte. Else kostete dieses Gesetz 42 500 DM – neue, harte DM wohlgemerkt. Das Geld lieh sie sich von Freunden in Holland und hat es über Jahre zurückgezahlt. Ihre Firma in Mattierzoll ging darüber in Konkurs.

Ihre zwei jüngsten Kinder waren mit Else nach Braunschweig gekommen. Meine Schwester war damals knapp 15, ich wurde 1948 zehn. Hund und Katze waren ein Herz und eine Seele im Vergleich zu uns. Wir überboten uns von klein auf in Perfidie und Hinterhältigkeit, man konnte uns eigentlich nicht allein lassen. Aber Else ließ uns dauernd allein. Was sollte sie machen in ihrem Kampf gegen die wirtschaftlichen



Das Elternhaus in Halberstadt

Widrigkeiten? Wir waren nicht die Einzigen, die im Strudel der bundesrepublikanischen Gründerjahre an den Rand gespült wurden. Aber die Schwester und ich gingen unterschiedlich damit um. Elses Aufzeichnungen quellen über vor Sorge wegen der Verzweiflungsausbrüche ihrer zweitjüngsten Tochter, die sich quälte mit Versagensängsten in der Schule, im Sportverein, im Freundeskreis. »Lebensuntüchtig« soll ich Dreikäsehoch sie genannt haben, schreibt Else im Kindertagebuch.

Ich sei da ganz anders, meinte sie: selbstbewusst, unbekümmert, neugierig, begabt mit einem Fell, dick wie Kreppsohlen. Keine Zurechtweisung, kein Scheitern mache mir etwas aus. In Windeseile sei ich zurück auf den Füßen und erneut auf dem Weg. Mag ja sein. Aber warum, wenn ich denn ein so optimistisches Kind war, sind diese drei Jahre Braunschweig in meiner Erinnerung gespickt mit Fehlschlägen und Vergeblichkeit? Die Geschichte mit dem Krippenspiel zum Beispiel.

In Halberstadt hatte meine Klasse eins aufgeführt. Jeder,

vor allem die Lehrerin, wusste, dass ich immer Texte schrieb, und die Geschichte mit den Engeln und den Hirten und den Königen kannte ich in- und auswendig. Schließlich fanden bei uns zu Hause im großen Familienkreis stets aufwendige Weihnachtsfeiern statt. Kostüme gab es in der Aufführungskiste, Musik wurde sowieso ständig gespielt, und mehrstimmig sangen wir schon zum Frühstück. Also studierte ich das Stück – mein Stück! – mit der Klasse ein. Die Proben dazu fanden in unserer Diele statt, den musikalischen Rahmen besorgte ich bei Vettern und Kusinen, und dann führten wir das auf in der Aula der Schule schräg gegenüber. Großer Erfolg. Natürlich.

Ein Jahr später in der Braunschweiger Schule hielt ich mich beim Verteilen der Rollen für das hiesige Krippenspiel zurück. Ich wollte das Stück – mein Stück! – auch hier inszenieren. Als alle Rollen untergebracht waren, ging ich mit meinem Ansinnen zum Lehrer. Der verstand erst gar nicht, wovon ich redete, und als ich ihm das Stück – mein Stück! – zeigte, ihm erzählte, wie wir das gemacht hatten in Halberstadt, hat er das vollgeschriebene Schulheft nicht einmal angesehen. Er hat nur gesagt: »Und hier machen wir das anders.« Ich ging dann einen weiten Umweg nach Hause. Ich hatte keine Handschuhe, das weiß ich noch. Else hat die verfrorenen Hände im Kindertagebuch erwähnt, die Geschichte mit dem »Stück« nicht. Vermutlich habe ich sie nicht erzählt.

Objektiv gesehen war die letzte Zeit in Halberstadt ein Alptraum gewesen. Das riesige Elternhaus, lediglich leicht lädiert durch den Krieg, war bis unters Dach belegt mit Freunden, Familie, Flüchtlingen. Immer wieder blockierte sowjetische Einquartierung Zimmer und Bäder, die Heizung funktionierte nicht, in viele Räume waren Öfen gesetzt, für die keine Kohlen aufzutreiben gewesen waren. In den harten Wintern nach dem Krieg litten viele im Haus unter Frostbeulen und Furunkeln. Das Hauptnahrungsmittel war Weizen-

brei – ich denke nicht gern daran zurück. Im Sommer wurde in Batterien von Weckgläsern eingemacht, Kinder mussten dafür zentnerweise Erbsen palen oder Johannisbeeren zupfen. Aber das war's ja: Es waren genügend Kinder da! Zwölf bis fünfzehn lebten ständig am Bismarckplatz, immer kamen noch welche von außen dazu. Das Miteinander verlief keineswegs nur friedlich, aber in Braunschweig sehnte ich mich danach wie nach einer warmen Mütze.

Ich erinnere mich an den Geburtstag der Schwester 1948. Sie wurde 15, und Else und ich, nur wir beide, sangen vor ihrer Tür das obligate Ständchen. In Halberstadt wäre das ein vielstimmiger Chor gewesen. Hier kam ich allein nicht an gegen eine Mutter, die keinen Ton traf. So verläpperte sich denn auch das Osterwasserholen, großes Ereignis jedes Jahr in Halberstadt. Vor Sonnenaufgang zogen alle Kinder durch den Frühnebel an den Goldbach oder die Holtemme – schweigend! Das war der Witz. Es wurde Wasser geschöpft, eiskalt, und damit das Gesicht gewaschen – stumm. Davon würde man schön werden, glaubten wir. Wenn sich der Horizont dann rot färbte, brach der Chor los: »Es tagt der Sonne Morgenstrahl« und »Geh aus, mein Herz, und suche Freud«. Für Else, die zu Hause ausschlieft und sowieso nicht singen konnte, brachten wir Osterwasser in einer Milchkanne mit. Sie sollte auch schön werden dürfen.

Das war in Braunschweig nicht ihr Hauptproblem. Die Währungsreform hatte die Fronten zwischen der »Zone« und den drei westlichen Landesteilen verhärtet. In Berlin begann vier Tage danach, am 24. Juni 1948, die sowjetische Blockade. 322 Tage lang, bis Mai 1949, wurden 277 728 Flüge der Luftbrücke mehr als 2,1 Millionen Tonnen Güter in die eingeschlossene Stadt gebracht haben. Das waren Kohlen, Milch und Kochtöpfe genauso wie Babycreme und Winterpullover. Für Else bedeutete das, außer dass sie mit ihren Berliner Freunden bangte, den deutlich komplizierteren Umgang

zwischen der Mutterfirma in Halberstadt und ihrer maroden Dependence in Mattierzoll. Verluste konnten nicht mehr ausgeglichen, Geschäfte nicht mehr aufgefangen werden. Else war mit ihren Existenzängsten allein.

Da war auch für mich nicht viel Platz. Ich war ein spindeldürres, hyperaktives Kind, eine Nervensäge. Else war froh, mich 1949 über das Hilfswerk 20. Juli vorübergehend in ein Kinderheim abgeben zu können. Das gehörte der evangelischen Kirche und lag in Gaienhofen am Bodensee. Sie schickte mich mit dem Nachtzug, Umsteigen um ein Uhr in Hannover. Ein zehnjähriges Kind nächtens allein quer durchs Land – das würden wir uns heute nicht trauen. Fremde Menschen, Freunde von Freunden der Eltern, holten mich in Stuttgart ab. Sie hatten einen großen Hund, oh Schreck, und ich verstand kein Wort von ihrem Schwäbisch. Aber ich aß zum ersten Mal Oblaten und war beeindruckt. Mit einem Kindertransport des Hilfswerks 20. Juli kam ich ans Ziel, und hier erst, so lese ich in einem Bericht der Leiterin, heulte ich mir die Augen aus dem Kopf vor Heimweh.

Ich war hart im Nehmen, immer schon, sonst hätte ich mich gegen die unfreundliche Schwester nicht behaupten können. Wir haben uns übrigens in unserem erwachsenen Leben stets weiträumig vermieden. Aber Heimweh überforderte meine Kräfte. Ich erinnere mich an eine Schlachtfest-Einladung bei einer Klassenkameradin irgendwo auf dem Land. Das war wohl im Winter 1948/49. Kaum war ich dort, beutelte mich das Heimweh. Ich musste – MUSSTE – nach Hause. Ich habe eine hanebüchene Geschichte erfunden von einer Blinddarmreizung, die immer mal wieder auftauche und mich zwingt, sofort, SOFORT, mit meiner Mutter zum Arzt zu gehen. Ob die Gastgeber mir diesen Quatsch geglaubt haben oder nicht, jedenfalls saß ich wenig später im Zug zurück nach Braunschweig. Ich sehe noch das Entsetzen meiner Mutter, als sie mir die Tür aufmachte. Sie hatte das

Wochenende kinderfrei disponiert – die Schwester war sonstwo. Else hatte gehofft, ich würde mich bei dem Schlachtfest ordentlich durchfuttern, und es war folglich nichts zu essen im Haus.

Das war kein Einzelfall. Ich frage mich ohnehin, wie Else mit dem knappen Geld ausgekommen ist, vor allem, weil immer wieder durchreisende Freunde mitversorgt wurden. Die nahe Zonengrenze machte Elses Domizil zu einer Anlaufstelle für Pendler von Ost nach West und umgekehrt. Es wurde viel gelesen und diskutiert in diesen Jahren – woher nahm Else die Zeit?! Selbst ich erinnere mich an Wolfgang Borcherts »Draußen vor der Tür« und an die wütenden Diskussionen über die Radioansprachen Thomas Manns in der BBC während des Krieges. Verräter oder Held? Hatte »unser« Nobelpreisträger den Deutschen in den Rücken fallen dürfen, solange sie an allen Fronten kämpften? Wir erlebten doch heute, was es hieß, einen solchen Krieg zu verlieren. Die Wogen gingen hoch, aber eins war klar: Thomas Mann in Amerika hatte keine Ahnung!

Ich lernte bei diesen Streitgesprächen, dass man AUTOREN liest und nicht Titel, also Lion Feuchtwanger und Hermann Hesse oder Erich Maria Remarque. »Emil und die Detektive« oder »Der 35. Mai« waren folglich »Kästners«, und »Ich habe gerade den letzten Twain gelesen« galt »Tom Sawyer und Huckleberry Finn«. Ich sprach über Else Ury und nicht von den zahlreichen »Nesthäkchen«-Bänden – in meiner Klasse müssen sie mich für bekloppt gehalten haben. Meinen Lehrern war diese Vermutung auch nicht fremd. Für einen Hausaufsatz über irgendeinen griechischen Helden habe ich Seiten und Seiten aus Gustav Schwabs Wälzer »Die schönsten Sagen des klassischen Altertums« abgeschrieben und mich gewundert, dass diese Fleißarbeit nicht honoriert wurde. Ich brachte einen Küchenwecker mit in den Unterricht, hellgrün war das Ding und tickte laut. Ich hatte ihn zu

meinem zehnten Geburtstag bekommen, ein Datum, zu dem in der Familientradition die erste Armbanduhr fällig war. Else hatte kein Geld dafür, und so ertrug ich tapfer diesen Ersatz. Dass er aus der Klasse verschwinden musste, fand ich gemein.

Kein Geld – das überschattete alles, bis ich endlich selbst verdiente. Aber ich kannte es nicht anders, und damals kannte ich auch niemanden, dem es anders ging. Wir lebten von Spenden des Hilfswerks 20. Juli, manchmal Geld, manchmal Wollstrümpfe, mal ein Gutschein für die Schulgebühren. Elses Jugendfreund Theo Delbrück verkaufte elterliche Antiquitäten, holländisches Barock, ans Rijksmuseum in Amsterdam. Schwester Barbara ging immer wieder bei Nacht und Nebel über die Grenze und schleppte Meißner Porzellan, Silber, Gemälde durchs Gebüsch. Das muss man sich auch trauen. Aber nie ist sie erwischt worden, und vieles konnte verschербelt werden.

Trotzdem waren das Tropfen auf den heißen Stein. Wer hatte schon Geld für so was? Dann wurden mir auch noch die Lebensmittelkarten geklaut, alle! Die Karten für jeden, der bei uns gemeldet war, und das waren viele. Durchreisende Pendler hatten ihre West-Adresse in Elses Wohnung. Ich hatte die Karten abgeholt irgendwo, am Anfang eines Monats war das. Sie waren noch neu und frisch. Ich legte sie auf ein Brett an einem Eisstand. Ich hatte einen Groschen oder zwei als Botenlohn bekommen. Als ich das Eis in der Hand hatte, war der Umschlag mit den Karten weg. Noch heute bekomme ich ein Loch im Bauch, wenn ich an das Entsetzen denke, an die Fassungslosigkeit, dass jemand so etwas tun konnte. Meine Verzweiflung angesichts des Debakels für die Familie! Da hilft es auch nichts, wenn ich mich frage, warum hat Else ihrer zehnjährigen Tochter diese Kostbarkeit aufgebürdet? Warum hat sie mich nicht getröstet? Im Kindertagebuch

schreibt sie, ich sei schnell zur Tagesordnung übergegangen, wieder einmal zeige sich mein dickes Fell.

Das hätte ich in der Tat mitunter gebrauchen können. Zum Beispiel in der Sache mit dem Präsentkorb – Betonung auf der ersten Silbe. So nannte ich das damals. Ich war elf, und wir wohnten schon in einer anderen, deutlich billigeren Wohnung am Rand von Braunschweig. Es war dunkel. Ich trieb mich in der Stadt herum. Das tat ich gern. Die Geschäfte waren bunt, und ohne Geld konnte ich wenigstens gucken.

Ich landete auf dem Weihnachtsmarkt – keine Ahnung mehr, wo der war. Ein Mann schenkte mir 50 Pfennige. Das war streng verboten, Else hätte mich gesteinigt. Aber der Mann war schon weg, und ich kaufte mir ein Los an einer Bude. Wunderbare Präsentkörbe standen da als Hauptgewinne, jeden Tag wurde einer verlost. Plötzlich ein Tusch, der Budenbesitzer rief die Nummer aus. Ich sah auf mein Los, und der Schreck fuhr mir in die Glieder: Ich hatte den Präsentkorb gewonnen!!

Ich wurde auf die Bühne gerufen, Menschen gratulierten mir, und mir wurde das Monstrum überreicht. Warum nur hatte ich mir ein Los gekauft, warum war ich nicht Karussell gefahren?! Was sollte ich denn jetzt machen?? Ich erspähte eine große Mettwurst in dem Korb, eine Speckseite war da auch noch, eine Flasche Wein und ein paar Konserven. Damit konnte ich doch nicht nach Hause kommen, wo hatte ich denn das Geld her? Aber wegwerfen ging auch nicht, so eine Mettwurst hatten wir lange nicht gesehen.

Ich ging zu Fuß nach Hause, der Weg war weit und der Korb schwer. Ich fror, und die Tränen liefen mir übers Gesicht. Es war stockdunkel, und ich traute mich zu Hause nicht die Treppe rauf. Im Hof war ein Schuppen, wo ich mich in die Ecke kauerte – ich weiß nicht, wie Else gemerkt hatte, dass ich da hockte. Die Tragödie löste sich auf in einer kräftigen Standpauke wegen der 50 Pfennige. Aber Else musste

doch lachen über das kleine Häufchen Elend hinter dem großen Korb, und wenn ich mich recht entsinne, hat die Wurst wunderbar geschmeckt.

Im Juni 1950 brach der Koreakrieg aus, und in Europa, besonders in Deutschland, wuchs die Angst, dies könnte ein Probelauf sein für eine Kraftprobe hierzulande. Die Parallelen waren nicht zu übersehen: Korea war seit 1910 von Japan annektiert gewesen und nach dessen Kapitulation 1945 von den Siegermächten USA und der Sowjetunion in zwei Besatzungszonen aufgeteilt. Der 38. Breitengrad wurde zur Demarkationslinie ähnlich wie die Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland. Nach dem Angriff Nordkoreas auf den Süden, übrigens mit nur zögerlicher Unterstützung Chinas und der Sowjetunion, flutete das Kriegsgeschehen auf der Halbinsel landauf, landab. Drei Jahre und vier Millionen Tote später landete es wieder dort, wo der Konflikt ausgebrochen war, am 38. Breitengrad.

In Westdeutschland wurden »Vorratskäufe« angeregt. Kanzler Adenauer, noch nicht so versiert in parlamentarischer Demokratie, nutzte die Gelegenheit, den Westalliierten im Alleingang, ohne den Bundestag, die Schaffung von zwölf bundesdeutschen Divisionen anzubieten. Die Reaktion war verhalten. Besonders Frankreich war der Gedanke nicht geheuer, fünf Jahre nach dem Krieg schon wieder deutsche Soldaten im Rücken zu haben.

Für Else war der Koreakrieg lediglich eine neue Variante ihrer deprimierten Weltsicht. Die Schwester allerdings, sowieso stets bereit, jedes noch so entfernte Unglück persönlich zu nehmen, tyrannisierte ihre Umgebung mit Angstzuständen und hysterischen Weinkrämpfen. »Du guckst Dir das interessiert an«, schrieb Else in mein Kindertagebuch.

Ich war anderweitig beschäftigt. Nach meinem Rauswurf aus der katholischen Kirche konzentrierte ich mich auf das

Herzog-Anton-Ulrich-Museum. Mir gefielen die Dürers und Rembrandts, die dort hingen, ich war entsetzt über die dicken Frauen bei Rubens. Mehr noch gefiel mir die Anteilnahme anderer Besucher oder der Museumswärter, die sich über das einsame Mädchen auf dem Lederbänkchen wunderten. Ich konnte völlig versinken beim Anblick einer antiken Schäferszene und wartete vorgeblich schüchtern darauf, dass jemand sich meiner bewundernd annahm.

Bei meinen Streifzügen durch die Stadt spähte ich alte Damen aus, denen ich ihre Einkäufe nach Hause trug. Ich half Apfelkisten ausleeren auf dem Markt, immer mit dem gleichen Ziel: Die Leute sollten mich toll finden. Ich konnte Aufruhr erzeugen in der Straßenbahn, indem ich absichtlich in Ohnmacht fiel. Früher in Halberstadt hatten die Erwachsenen sich das zunutze gemacht. Ich wurde zum Brotkaufen geschickt und fiel in den Schlangen beim Bäcker regelmäßig um. Ich kam schneller zu meinem Brot, und ich liebte das Mitleid und die Fürsorge der Menschen drum herum.

Elfriede Fröbrich, eine Dame, die Else in ihrem Haushalt half, nahm mich manchmal mit in die Oper, Stehplätze hoch oben im Rang. Else gab mir einen Jagdstuhl mit wegen der Ohnmacht, und ich hörte den »Fliegenden Holländer« und »Die Meistersinger«. Das Libretto – Frau Fröbrich hatte so was – las ich jeweils vorher und war ziemlich textsicher. Wagner fand ich beschwerlich und Emmerich Kálmáns »Gräfin Mariza« war mir »zu seicht«. So hat es Else im Kindertagebuch notiert. Meine große Liebe allerdings waren Lortzing-Opern. Den »Waffenschmied«, »Undine« oder »Zar und Zimmermann« habe ich, vermutlich zu Recht, nie wieder gehört seitdem. Trotzdem fällt mir noch heute manchmal ein, was ich damals im Treppenhaus gern sang: »Oh, ich bin klug und weise, und mich betrügt man nicht.«